

die hier versammelt sind, ein Gefühl für Timing und Geschichtenerzählen. Die Auswahl, die ich bei den Texten getroffen habe, erzählt ihre Geschichten so deutlich wie möglich, oftmals sind die Stimme des Kindes und die des Erwachsenen verknüpft und werden so zu einer einzigartigen vielschichtigen Stimme.

Ich bin all diesen Menschen begegnet, als sie längst keine Kinder mehr waren, und ich bewundere ihre Fähigkeit, ihre Vergangenheit hinter sich zu lassen und sich zu verantwortungsvollen und großartigen Menschen zu entwickeln. Man kann anhand ihrer Erinnerungen darüber spekulieren, was ihnen dabei geholfen hat zu überleben. Welche Erwachsenen haben ihnen damals Halt und Hoffnung gegeben und sie durch die schlimmste nur denkbare Zeit begleitet? Welche Fähigkeiten haben es ihnen ermöglicht, zu kompetenten Erwachsenen zu werden? Wie sind sie mit ihren traumatischen Kindheitserinnerungen umgegangen? All diese Fragen greife ich am Ende des Buches auf.

Einige von ihnen weilen nicht mehr unter uns, und der Rest von uns wird ihnen unzweifelhaft folgen. Darum ist es mir ein besonderes Anliegen, diese Geschichten weiterzugeben. Die Kriegserinnerungen, die in diesem Buch vereint sind, stammen von Freunden, die ihre Kindheit und Jugend in Frankreich, Deutschland, Ungarn, der Tschechoslowakei, England, Finnland, Schweden, Norwegen und den Niederlanden verbracht haben. Als Ergänzung zu ihren Erinnerungen füge ich meine eigenen Erinnerungen an die Kriegszeit hinzu – die Erinnerungen eines amerikanischen Mädchens, das geschützt und weitab vom Kriegsgeschehen in Washington, D.C., aufwächst, während in Europa die Bomben fielen.

Wir sind die letzte Generation, die sich noch an den Zweiten Weltkrieg erinnern kann, und bald wird niemand von uns mehr da sein. Ich lasse dieses beredte Zeugnis zurück in der Hoffnung, dass unsere Geschichten wachrütteln und die Aufmerksamkeit auf die schreckliche Tragödie des Krieges lenken. In der aktuellen Situation, im Angesicht von erstarkendem Nationalismus und eskalierenden Konflikten, sollten uns diese Geschichten als Mahnung dienen und uns zwingen zu fragen, ob unsere Kinder und Enkelkinder auch Opfer von machthungrigen Erwachsenen werden. Müssen Kinder immer noch ihre kämpfenden Väter – und heute mehr und mehr auch Mütter – verlieren? Wie viele Kinder werden aus ihrer Heimat vertrieben in diesem Zeitalter der Flüchtlinge? Wie viele Kinder werden von ihren Eltern getrennt und landen in Flüchtlingscamps an der Grenze zu Ländern, in denen sie Zuflucht suchen? Wie viele werden aufgrund ihrer Hautfarbe verurteilt? Wie viele werden Hunger, Kälte, Verletzungen und Tod erleiden?

Kapitel 1

Aus sicherer Warte

Meine amerikanische Kindheit und meine Beziehung zu Frankreich

Der 7. Dezember 1941, »ein Datum, das in Schande leben wird«, wie Präsident Roosevelt in seiner bewegenden Rede sagte, hätte in unserer Familie ein Festtag werden sollen. Da der Geburtstag meiner Mutter am 8. Dezember in jenem Jahr auf einen Montag fiel, hatten wir beschlossen, am Sonntag zu feiern, wenn das Lebensmittelgeschäft meines Vaters geschlossen hatte. Zum Mittagessen hatte Mutter ihr traditionelles Sonntagsmahl zubereitet, Brathähnchen, Kartoffeln und Gemüse und als besondere Leckerei selbst gemachtes Fudge, genau das Richtige für mich Süßschnabel.

Wir aßen zu Mittag, verspeisten das Fudge und machten es uns dann im hinteren Zimmer gemütlich, wo ein hölzernes Radio von einem Meter zwanzig Höhe meinen Vater erwartete. Der Laden meines Vaters befand sich in einem weit entfernt gelegenen Stadtteil, und der Sonntag war der einzige Tag, an dem er zu Hause war und nachmittags klassische Musik genießen konnte.

Ich las wohl in einem der drei Bücher, die ich mir jede Woche aus der Leihbücherei holte, als um 13 Uhr eine erschreckende Nachricht das Radioprogramm unterbrach. Die Japaner hatten Pearl Harbor bombardiert. Am Ton des Radiosprechers erkannte ich, dass etwas sehr Schwerwiegendes passiert sein musste. Aber wo war Pearl Harbor? Und warum die Japaner? Verdankten wir denen nicht die schönen Kirschblüten, die wir jeden Frühling am Tidal Basin bewunderten?

Mutter und Dad saßen fast den ganzen Nachmittag vor dem Radio, daher wusste ich, es war sehr, sehr ernst. Noch heute, da meine Mutter schon lange tot ist, verbinde ich ihren Geburtstag, den 8. Dezember, mit der Tragödie von Pearl Harbor.

Wir wohnten in einem Backstein-Reihenhaus, Fourth Street NW, Nr. 5104, in Washington. Wir waren 1938 eingezogen, als ich sechs war, und sollten dort wohnen bleiben, bis ich 1959 aufs College gehen würde. Von der ersten bis zur sechsten Klasse ging ich zu Fuß in die drei Blocks weiter gelegene Barnard Elementary School, wo mir die Lehrerin im Zeugnis der zweiten Klasse bescheinigte, ich sei »freundlich, höflich und hilfsbereit«, und bewiese »ein hohes Maß an Originalität«.

Nach der Schule lief ich schnell nach Hause und spielte dann mit meiner Freundin Janice Reiskin gleich um die Ecke oder mit Doran Michell, der einen Block weiter wohnte. Janice hatte dicke braune Korkenzieherlocken und war immer hübsch gekleidet und wohlgezogen. Vom Benehmen her konnte ich nicht mit ihr mithalten, aber in der Schule war ich besser. Doran war so ziemlich das Gegenteil von uns beiden. Er nahm die Schule auf die leichte Schulter und war außerhalb der Schule ungebärdig, verströmte aber eine solche Lebensfreude, dass ich ihn auf eine kindliche Weise liebte. Sooft ich konnte, machte ich auf dem Heimweg von der Schule noch bei ihm Halt, um seine beiden kleinen Zwillingsschwestern zu bewundern und mich bei seiner Mutter beliebt zu machen.

Meine Mutter war immer nett und gastlich zu unseren Freundinnen und Freunden, sowohl zu meinen als auch zu denen meiner beiden Schwestern, Beatrice und Lucille. Mutter war 1904 in London geboren, aber von 1906 bis 1914 in Krakau aufgewachsen und von dort dann mit ihren Eltern, ihrem Bruder Alfred und ihrer Schwester Ann nach Chicago ausgewandert. Sie sprach Deutsch, Polnisch und Englisch und sang in allen drei Sprachen. Dad, der direkt nach dem Ersten Weltkrieg aus Russland in die Vereinigten Staaten gekommen war, konnte Russisch, Hebräisch und Englisch lesen, sprach aber mit uns nur Englisch. Obwohl meine Eltern wahrscheinlich beide Jiddisch konnten, hörte ich von ihnen nie ein jiddisches Wort. Es war für sie eine Frage der Ehre, nur Englisch zu sprechen, damit wir alle »Amerikaner« sein konnten. Sie schickten mich sogar mit fünf zum Rhetorikunterricht, damit meine Sprechweise den rechten Schliff bekäme. Also lernte ich jeden Samstag für 25 Cent die Unterrichtsstunde, vor Miss Betty zu knicksen und einfache Gedichte zu rezitieren.

Es gab aber eine Familie in der Gegend, mit der meine Mutter Deutsch sprach: die Steiners. Sie stammten aus Österreich, und meine Mutter war eng befreundet mit Mrs. Steiner. Deren Mann, Max Steiner, von Beruf Oberkellner im Mayflower Hotel, hatte ein dermaßen würdevolles Auftreten, dass ich jedes Mal Angst bekam, wenn er den Raum betrat. Aber ich war hingerissen von ihren drei Söhnen Rudy, Frankie und Jimmy – vor allem von Jimmy, der zwei, drei Jahre älter war als ich. Mit seinem hellblonden Haar, seinen blauen Augen und seiner netten Art war er während des größten Teils meiner Kindheit der Held meiner romantischen Träume. In der Weihnachtszeit gingen wir immer zu den Steiners und genossen ihren Weihnachtsbaum und ihr österreichisches Backwerk. Ich liebte den *Apfelstrudel* und den *Mohnkuchen* und wünschte, meine Mutter könnte beides auch backen.

Durch die Steiners wusste ich schon vor Pearl Harbor, dass es »in Übersee« Probleme gab. Mit sechs oder sieben hörte ich sie wiederholt ein deutsches Wort sagen, das wie unser *crystal* klang, gefolgt von dem Wort *Nacht*, das ich aus einem Schlaflied meiner Mutter kannte – »Guten Abend, gut Nacht« (obwohl ich keine Ahnung hatte, wie diese Wörter geschrieben wurden). Die Steiner-Söhne scharten sich um meine Mutter und versicherten ihr: »Keine Angst, wenn die Deutschen nach Amerika kommen, beschützen

wir euch.« Ich begriff nicht, wovon sie sprachen. Ich wusste nicht, dass es um die Kristallnacht ging, in der die Nazis 1938 in Deutschland Hunderte jüdischer Synagogen, Gebäude und Geschäfte zerstörten und Tausende jüdischer Männer verhafteten. In der amerikanischen Umgebung, in der ich lebte, kam ich gar nicht auf die Idee, dass Juden ein spezielles Angriffsziel sein könnten.

Um Weihnachten 1939 hörte ich zum ersten Mal das Wort *Anschluss* und bekam mit, dass Hitler das Heimatland der Steiners übernommen hatte. Wir hatten Bilder von Hitler in der Zeitung und im Kino gesehen, darum sahen in meinem Kopf alle Deutschen so aus wie er. In meiner Vorstellung waren da kleine Männer mit dunklen Bärtchen, die in österreichische Häuser, ähnlich dem unseren, marschierten. Warum wollten die Steiners und meine Mutter dann Deutsch sprechen? Warum sprachen sie nicht einfach Englisch wie gute Amerikaner?

Schwarze Kinder kannte ich keine, da die Schulen und Wohnviertel in Eashington damals strikt nach dem Prinzip der »Rassentrennung« aufgeteilt waren. Tatsächlich waren die einzigen Afroamerikaner, die ich kannte, eine Abfolge von Hausmädchen und die Männer, die uns mit dem Lieferwagen meines Vaters Lebensmittel ins Haus brachten. Obwohl mein Vater der Nationalen Vereinigung für die Förderung Farbiger Geld spendete und an die »Bruderschaft der Menschen« glaubte, hatten weder er noch meine Mutter noch irgendwelche Weißen, die wir kannten, sozialen Umgang mit Afroamerikanern.

Ich hatte aber ein enges Verhältnis zu einer erwachsenen Afroamerikanerin, Annabelle, die ihr ganzes Arbeitsleben lang Hausmädchen bei meiner Tante Esther Eig war. Sie kümmerte sich im herrschaftlichen Haus von Tante Esther und Onkel Sam eine Woche lang um mich, als meine Mutter zur Geburt meiner kleinen Schwester Lucy im Krankenhaus war. Sie bürstete mir die verfilzten Haarsträhnen und sorgte dafür, dass meine Cousins Buddy und Blaine mich nicht ärgerten. Sie brauchte mich nicht zu ermahnen, meinem knurrigen Onkel Sam aus dem Weg zu gehen, der aufgrund seiner Immobiliengeschäfte enorm reich war und seinen bedrohlichen Schatten über die ganze Familie warf.

An den jüdischen Feiertagen – Pessach, Rosch ha-Schana, Jom Kippur und Chanukka – besuchten wir unsere Onkel und Tanten. Da galt es dann für die Frauen, ihre kulinarischen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Tante Frances war berühmt für ihren butterzarten Gefilte Fisch mit frisch geriebenem Meerrettich. Tante Adeline fabrizierte köstliches Backwerk: traditionellen Honigkuchen und Kekse mit einem Kleks Himbeermarmelade. Wer machte diese luftig-leichten Matzebällchen zu Pessach? Bestimmt nicht meine Mutter, die das Stigma der schlechtesten Köchin von allen weg hatte.

Mein Lieblingsfest war Halloween. Da konnte ich mich verkleiden und jemand anders

sein: eine Fee, eine Prinzessin, eine Hexe, ein österreichisches Mädchen im Dirndl. Ich konnte mir die Lippen anmalen und alte Hüte und den Modeschmuck meiner Mutter tragen, wenn ich mir auch ihre streng gehüteten venezianischen Mosaikperlen nie ausborgen durfte. Die Jungen in der Schule hatten Spaß an ihren aufgemalten Schnurrbärten und furchteinflößenden Masken. Sie waren Piraten, Gespenster, Skelette, Frankenstein-Monster, aber manche von ihnen machten mir ohne Maske mehr Angst. Als Kleinste meiner Klasse ging ich Schulhof-Rowdys und selbst einigen ruppigeren Mädchen lieber aus dem Weg.

Nur ein Kind war noch kleiner und dünner als ich – die Nachbarstochter Betsy. Betsy hatte allen Grund davon auszugehen, dass das Leben unfair war, denn sie war mit missgebildeten Händen zur Welt gekommen. An der einen Hand hatte sie nur zwei Finger und einen Daumen, an der anderen einen Daumen, zwei normale Finger und zwei, die so miteinander verwachsen waren, dass der kleine Finger und der Ringfinger ein Y bildeten. Ein Jahr jünger als ich, mit großen braunen Augen, hatte Betsy etwas von einem Vögelchen, und sie löste in mir einen Beschützerinstinkt aus, den ich sonst nicht kannte. Wenn andere Kinder sie mit Spottnamen wie »Drei-Finger-Betsy« ärgerten, erklärte ich ihnen, dass das gemein sei. Weiter ging meine Courage aber auch nicht.

Meine Erinnerungen an diese frühen Kindheitsjahre sind im Ganzen betrachtet glücklich. Ich fühlte mich zu Hause geliebt und in der Schule beliebt. Laut meinem Zeugnis von 1940 war ich »fleißig«, »sehr begeisterungsfähig« und »ausgesprochen nett und freundlich«.

Ich war fast zehn, als ich im Februar 1942 in die fünfte Klasse kam. Zwei Monate zuvor hatten die USA Japan, Deutschland und Italien den Krieg erklärt, und wir waren jetzt mit England und Frankreich verbündet. Der Krieg würde der Hintergrund meiner frühen Jugend sein.

Inwiefern wirkte sich der Krieg auf mich persönlich aus? Wie alle Amerikaner bekam meine Familie ein Lebensmittelmarkenheft. Es enthielt Marken, für die man knappe Produkte wie etwa Zucker, Butter oder Fleisch bekam. Ich weiß noch, wie ich die Marken betrachtete, auf denen Bildchen von einem Flugzeug oder Panzer oder sonst irgendein Kriegssymbol zu sehen waren. Da ich alles Süße schrecklich gern mochte, erklärte mir meine Mutter, mein Beitrag zu den Kriegsanstrengungen würde es sein, weniger Zucker zu mir zu nehmen. Ich erinnere mich, dass ich so wenig braunen Zucker wie möglich auf meinen Haferbrei tat und es mir verkniiff, meine Mutter um einen zweiten Keks zu bitten, wenn ich von der Schule zurück war. Aus Butter machte ich mir nicht viel, also hatte ich nichts gegen Margarine, die damals in ihrem talgweißen Originalzustand verkauft wurde, zusammen mit einem Klecks bräunlicher Flüssigkeit, mit der man sie vermischte, um eine butterähnliche Farbe zu erreichen.

Da mein Vater ein Lebensmittelgeschäft besaß, vermute ich, dass er uns etwas mehr